

Jörg Kastner

# **Wenn der Golem erwacht**

Roman



*Für Corinna*

»Wenn die Menschen aufstehen von ihren Lagerstätten, so wähnen sie, sie hätten den Schlaf abgeschüttelt, und wissen nicht, dass sie ihren Sinnen zum Opfer fallen und die Beute eines neuen, viel tieferen Schlafes werden, als der war, dem sie entronnen sind.«

Gustav Meyrink, *Der Golem*

## Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

kennen Sie den Golem? Falls nicht, so haben Sie wahrscheinlich den Begriff zumindest schon einmal gehört. Der Golem genießt nicht den Bekanntheitsgrad seines entfernten angelsächsischen Verwandten, des Frankenstein-Monsters, aber er ist heutzutage doch in den verschiedensten Ausformungen wiederzufinden, sei es in phantastischen Romanen oder Fantasy-Rollenspielen.

Der Golem ist eine Figur aus alten Legenden, ein aus Lehm geschaffenes Wesen, dem auf magische Weise Leben eingehaucht wurde. Ein Wesen ohne freien Willen, das seinem Schöpfer zu Gehorsam verpflichtet ist. In Prag gibt es die Geschichten um den Rabbi Löw und seinen Golem. Gustav Meyrink veröffentlichte 1915 seinen bekannten Golem-Roman, und im selben Jahr brachte Paul Wegener als Regisseur und Hauptdarsteller den ersten von drei Golem-Stummfilmen, die dem Stoff zu einem größeren Bekanntheitsgrad verhelfen, in die Kinos. Der Golem spukt also fleißig durch die Gassen des alten Prag, aber passt er auch in unsere Zeit, ins moderne, hektische Großstadtgetriebe?

Das wiedervereinigte Berlin ist der Hauptschauplatz dieses Romans. Dessen Held ist ein Mann ohne Gedächtnis, ein Wesen ohne Erinnerung, bloße physische Existenz. In dem Krankenhaus, in dem er aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht, erzählt man ihm etwas von einem Unfall und einer Gehirnverletzung. Als er merkt, dass er ein Gefangener ist, ergreift er die Flucht. Dabei hört er die Stimme eines Wächters rufen: »Der Golem – er haut ab!«

Welches Geheimnis den Mann ohne Erinnerung umgibt und was er mit dem Golem alter Legenden gemeinsam hat, das alles erfahren Sie, wenn Sie ihn auf seiner gefährvollen Odyssee begleiten. Ich wünsche Ihnen viel Spaß und Spannung dabei!

Herzliche Grüße

Jörg Kastner

*Ich schwimme in einem Meer aus Blut, aber ich bin nicht tot. Die zähe rote Flüssigkeit umhüllt mich wie das Fruchtwasser einen Embryo. Die Gebärmutter ist riesig, grenzenlos.*

*Mit kräftigen Stößen durchpflüge ich die roten Fluten, begegne großen Fischen mit glotzigen starren Augen. Zwischen den schuppigen Fischleibern schimmern andere Körper hindurch, Menschen, die auf dem Grund der roten Tiefsee liegen und zu mir heraufsehen. Ihre Augen bewegen sich nicht, sind glasig, tot, aber die Blicke klagen mich an. Panik erfüllt mich und lässt nur noch einen Gedanken zu: Flucht!*

*Ich verdopple meine Anstrengungen, an die Oberfläche zu kommen, von der ich nicht einmal weiß, ob es sie gibt. Mein Sauerstoff wird knapp, die Lungen brennen, als es mir – endlich! – mit ein paar verzweifelten Schwimmstößen gelingt.*

*Das Meer aus Rot verschwindet von einem Augenblick auf den anderen, und die Welt ist weiß. Eine Wüste aus Schnee und Eis. Bevölkert von ebenso weißen Gestalten. Mannsgröße Pinguine, die ihre Kellnerfräcke abgelegt haben.*

*Seltsame Geräusche dringen an mein Ohr, erst fern und dumpf, dann deutlicher. Ein Konzert aus Piepen, Sirren und Summen. Wie tausend Insekten, die mich umschwirren.*

*Ich fühle sie auf meinem Gesicht: Wespen, Fliegen oder Käfer. Sie bedecken jeden Zentimeter meiner Haut, dringen in Nase, Ohren und Mund ein, wollen mich ersticken oder auffressen. Mein Atem geht in schnellen, kurzen Stößen, pumpt nach jedem Quäntchen Luft, das die wimmelnde Brut mir lässt.*

*Ich will die Arme hochreißen und die Insektenarmee von meinem Gesicht fegen. Es geht nicht. Ich bin gelähmt, an Armen und Beinen gelähmt!*

*Nur den Kopf kann ich bewegen, schüttele ihn hin und her, verschaffe mir dadurch etwas Luft. Ich kann wieder atmen und denken und mit den Gedanken kommt der Schock. Ich erinnere mich, schon mehrmals mit ähnlich beklemmenden Gefühlen aufgewacht zu sein. Aber wenn ich wach bin, kann ich mich nicht länger in einem Traum befinden ...*

*Es ist wirklich – Realität!*

*Über mir sehe ich verschwommene Gesichter, geprägt von maskenhaftem Lächeln, das mich an Fischmäuler erinnert. Ich höre gedämpfte Stimmen, nur ein Murmeln, spüre einen Stich in meinem linken Arm, kurz nur und nicht sehr schmerzhaft. Eine Injektion.*

*Die Gesichter zerfließen und ich falle zurück in den roten Ozean – in das Meer aus Blut.*

»Er kommt wieder zu sich. Herzrhythmus, Puls und Atmung stabil. Sieht so aus, als seien diesmal keine Panikattacken zu befürchten.«

Die Stimme wirkte beruhigend auf mich. Nicht wegen dem, was sie sagte. Die Bedeutung der Worte wurde mir nur ganz allmählich klar, wie ein akustisches Puzzle, das sich Stück für Stück zusammensetzte. Was mich beruhigte, war die Stimme an sich: eine menschliche Stimme, weich, warm, weiblich – und ich konnte sie hören!

Das war der Beweis, den ich brauchte. Der Beweis, dass ich am Leben war. Es war ein Anfang, aber mehr auch nicht. Ich fühlte mich wie jemand, der nach monatelanger Abwesenheit in seine Wohnung heimkehrt. Man sieht die Zimmer, Schränke, Tische und Stühle, betrachtet die Bilder an den Wänden, erkennt alles wieder, und doch ist es einem seltsam fremd. Als wären sämtliche Gegenstände in der Zeit der Abwesenheit zum Leben erwacht und hätten sich verändert. Dabei ist man selbst derjenige, der sich verändert hat.

Als ich mich umsah, entdeckte ich Menschen in Weiß, die in einem weißen Raum standen. Der Raum war voll von Geräten, die mich mit ständigem Blinken und Piepen und Summen umgaben. Ein elektronisches Insektennest. All das erfasste ich, aber zu mehr reichte es nicht. Ich kannte die Menschen nicht, und der Raum war mir ebenso fremd.

Wo war ich?

Wie kam ich hierher?

Ein schneller Blitz traf meine Augen, erst das rechte, dann das linke, und zerriss die brüchige Kette meiner angestrengten Überlegungen.

»Die Pupillen reagieren normal.«

Das sagte eine andere Stimme, die eines Mannes. Es klang nüchtern, unbeteiligt. Das Objekt seiner Untersuchung hätte ebenso gut ein Meerschweinchen oder eine Laborratte sein können. Mit dem gleichen Mangel an Mitgefühl hätte er wohl auch festgestellt, dass der Patient tot, die Operation misslungen sei.

*Patient ...*

*Operation ...*

Als mir die beiden Begriffe durch den Kopf gingen, verstand ich erst: Ich war der Patient. Ich lag in einem Krankenhauszimmer. Und ich war umgeben von Ärzten und Pflegepersonal.

Der Mann, der meine Pupillen getestet hatte, hielt in der Rechten einen silbernen schimmernden Stab, die – jetzt ausgeschaltete – Taschenlampe. Die linke Hand steckte in einer Tasche des Arztkittels. Ein langer, dürrer Hals wuchs aus dem weißen Kragen. Der Kopf darüber war ebenfalls länglich geformt, die Züge asketisch. Die ungekämmten weißen Haare mochten ihn

älter erscheinen lassen, als er war. Auf den ersten Blick hätte ich ihn auf Mitte sechzig geschätzt, aber vielleicht war er zehn Jahre jünger.

Oder älter? Das dachte ich, als ich seine Augen betrachtete. Sie lagen im Schatten buschiger weißer Brauen. Tiefe Ränder unter den Augen wiesen auf mangelnden Schlaf hin. Und auf große Sorgen? Was mich an einen sehr alten Mann denken ließ, war das Netzwerk aus Falten an den äußeren Augenwinkeln, das sich so tief in die Haut gefressen hatte, als hätte das unerbittliche Leben sie mit einem Meißel in das Gesicht geschlagen.

Die Augen selbst verrieten nichts. Sie verströmten kein jugendliches Feuer, waren aber auch nicht vom Schleier des Alters verhängt. Wie zwei ruhige Bergseen lagen sie in den tiefen Höhlen, klares Blau, in dem der Betrachter versinken konnte.

Mit Gewalt musste ich mich von dem faszinierenden Anblick dieser Augen losreißen und mich zwingen, mit der Musterung des Weißhaarigen fortzufahren. Leicht gekrümmter Rücken und blassgraue Haut, also weder Athlet noch Sonnenanbeter. Ein Leben am Schreibtisch und im Labor. Und im Operationssaal?

Eine warme Hand strich über meine Stirn, zog sich zurück und kehrte wieder, diesmal mit einem weichen Tuch. »Ein leichter Schweißausbruch, normal angesichts der Umstände, würde ich sagen.«

Das war die Frau von eben. Mein Kopf wandte sich zu ihr. Sie beugte sich noch immer über mich, um den Schweiß abzuwischen. Rote Locken kitzelten meine Wangen. Ein sehr angenehmes Gefühl. Ihr Haar hatte das intensive Rot überreifer Kirschen. Unterstrichen wurde die Wirkung der ungewöhnlichen Haarfarbe noch durch die weiße Schwesternhaube, der es nicht gelang, die Lockenpracht zu bändigen. Ein Gesicht mit ausgeprägten Wangenknochen und vollen, sinnlichen Lippen ließ die Schwesterntracht als lächerlichen Täuschungsversuch erscheinen. Ich stellte mir die Frau in einem gewagten Abendkleid vor, tief ausgeschnitten oder hoch geschlitzt, am besten beides. Und das in einem verräucherten Nachtclub, der irgendwie antiquiert wirkte. Wie aus einem Hollywood-Gangster-Streifen der Fünfzigerjahre. »Danke, Schwester Ira«, zerstörte der Weißhaarige meinen Traum und beugte sich über mich. »Wie fühlen Sie sich?«

Eine gute Frage!

Krampfhaft suchte ich nach einer Antwort. Ich wollte meinen Körper abtasten wie ein Soldat nach einem Granateinschlag. Aber Arme und Beine wollten – konnten – mir nicht gehorchen. Jetzt spürte ich die stählernen Fesseln, die sie festhielten.

»Wie fühlen Sie sich?«, wiederholte der Weißschopf und beugte sich dabei so dicht über mich, dass ich seinen Atem spürte.

»Gelähmt«, sagte ich und konnte mich selbst kaum verstehen.

War das eben meine Stimme gewesen oder das Knarren einer rostigen Türangel? Meine Zunge fühlte sich wie ein Fremdkörper an, mein Mund war eine trockene, pelzige Höhle.

»Schwester, der Patient könnte etwas zu trinken vertragen«, stellte der Weißschopf in seinem emotionslosen Tonfall fest.

»Ja, Doktor.«

Die Rothaarige brachte mir einen kleinen Plastikbecher, kaum größer als ein Fingerhut. Die Flüssigkeit hatte Zimmerwärme und auch einen Hauch von Geschmack, aber vergebens bemühte ich mich, ihn zu identifizieren. Irgendwas zwischen Himbeere und Hagebutte.

»Was ist mit meinen Armen und Beinen?«, fragte ich. Es klang abgehackt wie ein Roboter in einem uralten Science-Fiction-Film. Der Arzt hob die Mundwinkel an, was wohl so etwas wie ein Lächeln darstellen sollte. »Wir mussten Sie ans Bett schnallen, zu Ihrem eigenen Schutz. Sie hatten Albträume und wollten randalieren.«

*Albträume ...*

Plötzlich war alles rot um mich herum. Ein anderes Rot als das Haar der Schwester. Heller, unangenehm, durchdringend. Ich sah die Fische in dem roten Meer und fürchtete, jeden Augenblick wieder zum Brennpunkt der anklagenden Blicke zu werden, der toten Augen. Der ehemals weiße Raum begann, sich um mich zu drehen.

»Atmung und Puls steigen rapide an!«

»Er kollabiert!«

»Wir müssen stabilisieren!«

»Injektion, schnell!«

Die Fische bewegten gemächlich ihre kleinen Mäuler. Es wollte nicht zu den aufgeregten Stimmen passen, die verzerrt an mein Ohr drangen.

Oder bildete ich mir die Stimmen nur ein? Vielleicht gab es gar kein weißes Zimmer mit weiß gekleideten Menschen. Dies hier, das Meer aus Blut, war meine Welt.

Und ich versank in ihr.

»Diesmal dürfen Sie aber nicht gleich wieder schlappmachen!«, sagte der rothaarige Engel, der sich über mich beugte.

Ich atmete ein schweres Parfüm, verführerisch. Ein Duft, der nicht zu der Krankenhausatmosphäre passen wollte. Während Schwester Ira das Kopfstück meines Bettes höher stellte, registrierte ich ein fast identisches Bild wie vor meinem Eintauchen in das alles verschlingende

Rot. Der weißhaarige Arzt stand noch oder schon wieder neben dem Bett, zwei jüngere Männer in weißen Kitteln schräg hinter ihm. Auch ihre Gesichter erkannte ich wieder.

»War ich lange weggetreten?« Noch immer fiel mir das Sprechen schwer, und meine Stimme klang für mich wie die eines Fremden.

Der Weißhaarige trat ans Bett. »Was glauben Sie, wie lange?«

»Wohl ein paar Minuten«, sagte ich vorsichtig.

»Zwanzig.«

»Zwanzig Minuten?«

»Zwanzig Stunden.«

»Aber ... wieso?«

»Es geht Ihnen nicht so besonders.«

»Das habe ich gemerkt. Was ist mit mir?«

»Sie haben schwere Kopfverletzungen erlitten.« Die nervige Rechte des Arztes wies auf meinen Schädel und bewegte sich in Zickzacklinie bis zum Fußende meines Bettes. »Deshalb auch die Bänder um Ihre Arme und Beine. Zu heftige Bewegungen, sei es im Schlaf oder bei einem Anfall, könnten Ihnen schaden. Die Operationen waren alles andere als einfach.«

»Operationen«, murmelte ich und sah den Arzt an. »Haben Sie ...«

Er wies auf die jüngeren Männer hinter ihm. »Mein Team und ich, ja. Wie haben zu retten versucht, was zu retten war.« Das war nicht gerade eine ermutigende Wortwahl, wie er selbst auch merkte. Schnell fügte er mit einem gezwungenen Lächeln hinzu: »Ich glaube, wir waren recht erfolgreich. Ihre Chancen stehen gut.«

»Was haben Sie zu retten versucht, Doktor ...«

»Ambeus, Dr. Ambeus.« Er sprach das E und das U getrennt aus, wie bei »Amadeus«. »Ihre Kopfverletzungen haben zu Beeinträchtigungen der Hirnfunktionen geführt. Das macht die ganze Sache so heikel.«

Falls dieser Ambeus jemals gelernt hatte, einen Patienten schonend über seinen Zustand zu unterrichten, hatte er es gründlich vergessen. Im Geiste sah ich mich mit schwerem Hirnschaden durchs Leben gehen, ein halber Zombie. Ich rang die Panikattacke nieder, die von mir Besitz ergreifen wollte.

»Könnten Sie das ein wenig präzisieren, Dr. Ambeus?«

»Ich will Sie nicht mit medizinischem Fachchinesisch quälen. Im Kern geht es darum, dass die Schädelfrakturen, die Sie sich bei Ihrem Unfall zugezogen haben, sich auf das limbische System ausgewirkt haben könnten.«

»Das limbi... was?«

Ambeus lächelte nachsichtig, als habe er einen begriffsstutzigen Schuljungen vor sich. »Das limbische System ist ein sehr komplexes Gebilde aus mehreren Hirnstrukturen, mitverantwortlich für die Entstehung von Gefühlen und emotionalen Verhaltensweisen. Aber auch dafür, an was der Mensch sich erinnert und was er vergisst.«

»Und das ist bei mir gestört?«

»Möglicherweise. Wir haben Ihr Gehirn so gut wie möglich durchleuchtet. Kernspintomographie, Positronenemissions-Tomographie, Magnetresonanztomographie. Das volle Programm. Die Ergebnisse lassen darauf schließen, dass winzige Splitter Ihres Schädelknochens ins limbische System eingedrungen sind.«

»Aber Sie sagten doch, Sie hätten mich operiert.«

»Haben wir. Die größeren Knochensplitter sind draußen. Aber mit den mikroskopisch kleinen Splittern ist das so eine Sache. Wenn wir zu sehr in Ihrem Gehirn herumwühlen, könnten wir unabsichtlich irreparable Schäden herbeiführen. Schäden, die schwerwiegender sind als ...«  
Der Arzt stockte und kniff die dünnen Lippen zusammen.

»Als die Schäden, die bereits eingetreten sind?« Ich krächzte wie ein Rabe, halb aus Erregung, halb, weil meine Stimmbänder mir einfach nicht richtig gehorchen wollten. »Ist es das, Dr. Ambeus?«

Er nickte.

»Irreparable Schäden?«

Ambeus breitete die Hände aus, und seine langen, dünnen Finger erinnerten mich an Spinnenbeine. »Das kann man jetzt noch nicht sagen. Wir können nur hoffen, dass die bisherigen Ausfallerscheinungen sich als temporär erweisen.«

»Ausfallerscheinungen? Wovon sprechen Sie?«

»Von Ihrer Erinnerung an Ihren Unfall und an sich selbst.«

Ich kramte in meinem Gedächtnis, aber das war wie ein alter Schrank auf dem Sperrmüll: nur leere Fächer.

»Ich habe keine Erinnerung an meinen Unfall«, sagte ich endlich. »Ich weiß wirklich nichts davon.«

»Eben.«

Allmählich dämmerte es mir. Es war wie ein würgender Griff, der meine Kehle langsam, aber stetig zudrückte. Ich schnappte nach Luft, schwarze Flecke tanzten vor meinen Augen. Das dumpfe Fauchen, das wie aus weiter Ferne an meine Ohren drang, war ein Röcheln *mein* Röcheln.

»Schwester Ira, Sauerstoff!«

Der schneidende Ruf kam von Dr. Ambeus.

Dann hörte ich unverständliche Worte, die allmählich schwächer wurden. Das verklingende Echo begleitete mich, als ich in das endlose Rot stürzte.

*Die Fische erschrecken mich nicht. Sie sind gleichgültig, ziehen achtlos an mir vorbei. Viel schlimmer sind die Menschen, die sich wie Meerespflanzen unter mir ausbreiten. Da liegen sie in seltsam verkrümmten Stellungen, wie gestürzte Marionetten, deren Spieler von einem Moment auf den anderen das Interesse verloren hat. Ihre Leiber sind reglos, tot. Aber ihre Augen leben, starren mich an, durchbohren mich, fragen, verwünschen und verdammen lassen. Ich weiß genau: Wäre noch Leben in den Körpern, würden sie ihre Arme nach mir ausstrecken und mich zu sich in die tiefste Tiefe zerren, ins dunkelste Rot.*

*Ich wende mich ab und schwimme nach oben. Dorthin, von wo mir ein heller Schimmer entgegenleuchtet, das Versprechen von Licht, Luft und Leben.*

*Obwohl ich nach oben sehe, weiß ich, dass die Toten unter mir mich weiterhin anstarren, dass sie jede meiner Bewegungen mit brennendem Interesse verfolgen. Ein Grund mehr, so schnell wie möglich nach oben zu schwimmen.*

*Mein Herz will aussetzen, als die Gesichter – und diese starrenden Augen! – plötzlich über mir sind. Aber dann erkenne ich, dass es nicht die Gesichter der Toten sind. Die rote Flüssigkeit, das Blut, weicht zurück, lässt mich ans Licht. Ich sehe Menschen, die weiß sind, nicht rot – mit Ausnahme des lockigen Haars über mir ...*

»Wie lange war ich diesmal weggetreten?«, fragte ich Schwester Ira, die sich an einer Apparatur neben dem Kopfende des Bettes zu schaffen machte.

»Nur fünf Stunden.« Die Antwort kam nicht von ihr, sondern von Dr. Ambeus. »Das freut mich sehr.«

Der Arzt stand auf der anderen Bettseite, hinter ihm die beiden unvermeidlichen Assistenten. Ich erkannte ihre Gesichter wieder, das scharfgeschnittene des größeren und das etwas breiige des kleineren und stämmigeren Mannes. »Was freut Sie, Doktor? Dass ich weggetreten war? Oder dass ich *nur* fünf Stunden ohne Bewusstsein war?«

»Weder noch. Es freut mich, dass Sie sich auch diesmal an Ihre letzte Wachphase erinnern. Das zeigt, dass Ihr Gedächtnis dabei ist, sich zu erholen. Früher haben Sie sich an gar nichts erinnert, wenn Sie erwacht sind.«

*Früher?*

Dieses eine Wort beschäftigte mich. Bislang hatten wir über Stunden gesprochen, aber dieses *Früher* lenkte meine Gedanken in ganz andere zeitliche Dimensionen.

»Wie ... wie lange bin ich schon hier?«

»Heute ist der achtzehnte Tag«, antwortete Ambeus, ohne auch nur eine Sekunde zu überlegen.

Ich dachte an das Gespräch vor meiner letzten Ohnmacht. »Sie haben etwas von einem Unfall gesagt, Doktor. Ein Autounfall?«

»Wir wissen nichts Genaues. Auch die Polizei konnte nichts feststellen. Man fand Sie frühmorgens bewusstlos an einer abgelegenen Landstraße, nicht weit vom Krankenhaus. Jemand hat Sie angefahren und dann Fahrerflucht begangen.«

»War ich zu Fuß unterwegs?«

»Augenscheinlich.« Ambeus musterte mich eindringlich. »Erinnern Sie sich nicht, was Sie dort gesucht haben?«

Ich versuchte, mir eine Landstraße vorzustellen, *die* Landstraße. Aber ich brachte nur ein nebulöses Bild zustande, nichts Konkretes. Eine verlassene Fahrbahn zwischen Wiesen und Bäumen, wie man sich eine Landstraße eben vorstellt. Die Unfallstelle war, wie der ganze Unfall selbst, in meinem Gedächtnis ausgelöscht.

Als ich das dem Arzt sagte, legte er beruhigend eine Hand auf meine Schulter. »Machen Sie sich nichts daraus, die Erinnerung wird schon wiederkommen. Vielleicht sollten wir es mit etwas anderem versuchen. Erzählen Sie mir doch etwas über sich selbst, bitte!«

Ich glaubte, einen merkwürdigen Unterton in seiner Stimme wahrzunehmen, einen Ausdruck innerer Anspannung. Seine äußere Gelassenheit schien nicht echt zu sein. Ich schob den Gedanken beiseite und versuchte vergeblich, seiner Bitte nachzukommen.

Zwar öffnete ich die Lippen, um meinen Namen zu nennen, aber ich brachte nur ein hilfloses Gestammel hervor.

Wie sollte ich Ambeus einen Namen nennen, den ich selbst nicht wusste?

Es war ähnlich, wie wenn man nach seinem Alter gefragt wird. Man kennt sein Geburtsdatum haargenau, hat es tausendmal aufgesagt und auf Formulare geschrieben. Aber das genaue Alter? Man weiß es einfach nicht, fängt an zu rechnen, wie viele Monate in diesem Jahr schon vergangen sind. Bei mir aber war es viel schlimmer. Mir fehlte jeder Anhaltspunkt. Ich wusste weder meinen Namen noch mein Alter, noch mein Geburtsdatum.

Vergeblich versuchte ich mich zu erinnern, wo ich wohnte, welchen Beruf ich hatte, wer meine Eltern waren, ob ich verheiratet war, ob ich Kinder hatte. Alle Schubladen, die ich im Geiste aufzog, gähnten mir leer entgegen.

Nur ein paar Satzketten beherrschten mein Denken, wirbelten durcheinander, verdrängten alles andere: Das limbische System ... ein sehr komplexes Gebilde aus mehreren Hirnstrukturen... verantwortlich dafür, an was der Mensch sich erinnert und was er vergisst ... winzige Splitter eingedrungen ... irreparable Schäden ...

Es war wie ein Kreisel, der sich schneller und schneller drehte. Statt des singenden Brummtons spielte er die Satzketten aus, die mich erschreckten. Nein, nicht die bruchstückhaften Sätze erschreckten mich, sondern die Erkenntnis dessen, was dahinter stand: Meine Identität, mein Leben, mein Ich – alles war ausgelöscht, vielleicht für immer.

*Irreparabel?*

Ich bemerkte kaum, wie die drei Ärzte und die Schwester in Hektik verfielen. Sie drehten an den Apparaturen, gaben mir eine Injektion. Diesmal verlor ich nicht das Bewusstsein, obwohl ich mir fast wünschte, in dem Blutmeer mit den anklagenden toten Augen zu versinken. Dann wäre wenigstens die quälende Sorge um mein Ich verschwunden.

Der unsichtbare Kreisel wurde langsamer, das Bild des Krankenzimmers mitsamt den vier menschlichen Gesichtern stabilisierte sich, ich atmete ruhiger, konnte wieder klar denken.

Aber ich konnte mich nicht erinnern!

Nur mühsam brachte ich es über die Lippen: »Ich weiß nichts. Ich kenne meinen Namen nicht, weiß nicht, wer ich bin!«

»Erinnern Sie sich an gar nichts?« Ambeus bohrte seinen Blick in meinen. »Denken Sie nach! Vielleicht eine Kleinigkeit, eine Adresse, ein Straßename nur, eine Hausnummer oder eine Telefonnummer? Oder der Name eines Menschen, der Ihnen nahe steht?«

Er hätte mich ebenso gut bitten können, das Neue Testament auf Lateinisch aufzusagen. So krampfhaft ich auch nach einer Erinnerung suchte, nach einem Gesicht, einem Namen, einem Haus oder einer Straße, alles blieb im Dunkel.

»Können Sie mir nicht auf die Sprünge helfen, Dr. Ambeus?«

»Wie stellen Sie sich das vor?«

»Sagen Sie mir einfach, welcher Name in meinen Papieren steht. Vielleicht kehrt die Erinnerung dann zurück!«

»In Ihren Papieren?« Ein Schatten legte sich auf das Gesicht des Arztes.

»Ja! Ich muss doch eine Brieftasche bei mir gehabt haben, einen Ausweis, Führerschein, Blutspendepass, irgendetwas in der Art!«

Ambeus zwang seinem unbeteiligten Gesicht einen mitleidigen Ausdruck auf. »Bedaure, aber nach dem Polizeibericht trugen Sie nichts bei sich. Ihre Taschen waren leer. Keine Papiere, keine Schlüssel, kein Geld, nichts.«

Vielleicht starrte ich ihn nur dreißig Sekunden schweigend an, vielleicht aber auch volle fünf Minuten. Bis ich schließlich fragte: »Nicht ein einziger Hinweis auf meine Identität?«

»Leider nicht.«

»Was sagt die Polizei? Vielleicht gibt es eine Vermisstenmeldung, die auf mich passt.«

»Negativ.«

»Oder jemand erkennt mein Foto in einer Zeitung!«

»Wurde schon versucht, ohne Erfolg.«

Dr. Ambeus schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, jede Hoffnung im Keim zu ersticken. Ich verspürte einen brennenden Zorn auf den Arzt. Hätten mich die Fesseln nicht festgehalten, wäre ich wohl aufgesprungen und ihm an die Gurgel gefahren.

Natürlich traf ihn keine Schuld an meiner Lage, aber ich hatte niemanden sonst, an dem ich meine Wut und Verzweiflung abreagieren konnte, nicht einmal mich selbst.

Eine bittere Erkenntnis lenkte mich ab, als ich versuchte, mir den Zeitungsaufruf mit meinem Foto vorzustellen. Das Foto mit meinem Gesicht blieb vor meinem geistigen Auge verschwommen, wie von einem dichten Nebel eingehüllt. So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte mich nicht an mein Gesicht erinnern.

»Ein Foto!«, krächzte ich voller Erregung. »Haben Sie ein Foto von mir, Doktor?«

»Im Moment leider nicht. Wieso?«

»Weil ...« Ich schluckte. Es kam mir lächerlich vor, ebenso lächerlich wie Furcht einflößend.

»Weil ich mich nicht an mein Gesicht erinnere.«

Ambeus sah mich tiefgründig an. Vergebens versuchte ich, seinen Blick zu deuten. Ich konnte nicht feststellen, ob meine Mitteilung ihn überraschte, oder ob er insgeheim damit gerechnet hatte.

Er wandte sich zu der Rothaarigen um. »Schwester, holen Sie uns bitte einen Spiegel!«

Ira verließ das Zimmer und kehrte kurz darauf mit einem altmodischen Handspiegel zurück, wie er auf dem Frisiertisch einer nicht mehr jungen Frau liegen mochte. Ambeus nahm den Spiegel an sich und hielt ihn mir vors Gesicht. Für ein paar Sekunden war die Furcht vor der Enttäuschung größer als alles andere, und ich kniff die Augen fest zusammen. Schließlich öffnete ich die Augen, ganz langsam wie ein Kind, das nachsehen will, ob der böse Schwarze Mann verschwunden ist.

Das Gesicht, das mir aus dem Spiegel entgensah, wirkte auf mich nicht uninteressant. Das Haar lag zusammen mit dem oberen Teil des Kopfes unter einem dicken weißen Verband verborgen. Unter den schwungvollen Krümmungen tiefschwarzer Brauen blickten mich eisgraue Augen forschend an. Der Blick wirkte offen und klar, aber zugleich befremdet.

Zwischen den Augen erhob sich wie eine Trennmauer eine etwas zu ausgeprägte Nase, deren Spitze sich auffällig krümmte. Kein Zweifel, sie war gebrochen. Das Gesicht war schmal und knochig, das Kinn sprang angriffslustig nach vorn. Die leicht aufgeworfenen Lippen wirkten, allem Ernst der Situation zum Trotz, ein wenig spöttisch.

Nicht übel, wirklich, der Kerl gefiel mir – aber er war mir vollkommen fremd.

Immer wieder sah ich mir das Gesicht – *mein* Gesicht – in den folgenden Tagen und Nächten an, aber es blieb mir so unbekannt, so fremd wie das der Ärzte und der Schwester.

Die Ärzte stellten mir alle möglichen Fragen, und meistens konnte ich zufriedenstellend antworten, um welche Wissensgebiete es sich auch handelte. Ich wusste, dass die Mauer vor zehn Jahren gefallen und Deutschland wieder vereinigt war. Ich wusste, welches Land Fußballweltmeister und Europameister war. Ich kannte den Namen des US-Präsidenten und erinnerte mich, dass sein Vorgänger in einen Riesenskandal verwickelt gewesen war.

Aber bei Ereignissen, die erst Tage oder wenige Wochen zurücklagen, musste ich passen. Von dem schweren Erdbeben in Los Angeles hatte ich ebenso wenig gehört wie von der Entführung einer Lufthansa-Maschine durch ein nahöstliches Terrorkommando. Und wenn ich davon gehörte hatte, dann hatte ich es restlos vergessen. Ebenso wenig wusste ich etwas von dem schweren Unfall des amtierenden Formel-1-Weltmeisters oder von dem Sex-Skandal um den englischen Innenminister. Alles Ereignisse der letzten drei bis vier Wochen, alles in meinem Kopf so wenig existent wie mein eigener Name und mein eigenes Gesicht.

Ich weiß nicht, in wie vielen Stunden die Ärzte mir Frage um Frage stellten und monoton ihre Anmerkungen auf Dutzende von Papierblättern schrieben. Alles ähnelte sich, vermischte sich zu einem Brei der immer gleichen Gesichter und der immer gleichen Fragen.

Wann ich auch aus meinem blutigen Traum erwachte, immer waren dieselben vier Personen oder ein paar von ihnen um mich herum. Und immer herrschte in meinem Krankenzimmer dasselbe künstliche Licht. Tageslicht gab es ebenso wenig wie einen Tag, weil der Raum kein Fenster hatte.

Als ich Schwester Ira nach dem Grund fragte, antwortete sie schulterzuckend: »Das ist auf dieser Station eben so. Die Patienten bedürfen absoluter Ruhe.«

»Ich habe hier noch keine anderen Patienten gesehen.«

»Es sind alles Einzelzimmer, der Ruhe wegen.«

Das war zwar eine Erklärung, doch konnte sie mein Misstrauen nicht besänftigen, das immer stärker wurde, je länger ich in der Klinik lag. Noch immer festgeschnallt. Angeblich, weil jede heftige Bewegung dem Heilungsprozess geschadet hätte.

Mein Blick glitt durch das Zimmer, das jetzt im Halbdunkel lag. Außer einer kleinen Lampe verbreiteten nur die medizinischen Apparate einen matten Schein, teils rötlich, teils grünlich. Schwester Ira saß, über einem aufgeschlagenen Hochglanzmagazin halb zusammengesunken, einsam an einem kleinen Tisch. Außer ihr und mir war niemand im Zimmer. Ich schloss aus den Umständen, dass es draußen Nacht war. Vielleicht war es einfach nur die romantische Vorstellung eines verwirrten Gehirns, aber mir gefiel der Gedanke, dass die verführerische Ira treu Wache am Bett ihres hoffnungslosen Patienten hielt.

Hoffnungslos?

Nein, nicht ganz, denn ich hatte einen Plan ...

»Schwester!«

Sie fuhr zusammen, wie aus einem Halbschlaf hochgeschreckt, und sah über den Rand ihrer Zeitschrift. »Ja? Warum schlafen Sie nicht?«

»Weil ich Ihnen etwas Wichtiges sagen muss.«

Eine steile Falte zwischen ihren Augen zeugte von ihrer Verwunderung. »Was denn?«

»Kommen Sie näher zu mir, Ira! Ich möchte nicht, dass uns jemand hört.«

Zögernd kam sie meiner Bitte nach und zwinkerte dabei den Schlaf aus ihren schönen Augen. Wäre sie nicht noch vom Halbschlaf benommen gewesen, hätte sie vielleicht anders reagiert. Ich flüsterte ihr etwas zu, absichtlich so leise, dass sie sich tief über mich beugen musste, um meine Worte zu verstehen.

»Was sagen Sie?«, fragte sie, während ihre Locken mein Gesicht streichelten.

»Dass Sie eine sehr attraktive Frau sind und wir diese Nacht in trauter Zweisamkeit nicht ungenutzt verstreichen lassen sollten!«

Ich wartete den überraschten Ausdruck in ihrem Gesicht nicht ab. Schon biss ich zu, klemmte einen dicken Lockenstrang zwischen meinen Zähnen fest und warf meinen Kopf mit einer ruckartigen Bewegung zurück aufs Kissen.

Halb vor Überraschung, halb vor Schmerz stieß Ira einen spitzen Laut aus. Sie beugte sich weit vor, um den ziehenden Schmerz ihres festgeklemmtes Haars zu lindern, verlor das Gleichgewicht und fiel auf mein Bett. Ein Körper mit sehr fraulichen Formen presste sich gegen meinen. Ich empfand ihre Nähe, ihre Wärme und ihren Duft als sehr angenehm. Den Lockenstrang noch immer mit den Zähnen festhaltend drehte ich meinen Kopf zur Seite, als wollte ich sie zwingen, der Bewegung nachzugeben und ihre Wange an meiner zu reiben.

Ihre Hände tasteten nach meinem Mund und befreiten das eingeklemmte Haar. Schwankend erhob Ira sich und bedachte mich mit einem Blick, in dem sich Irritation und Tadel mischten.

»Warum so widerspenstig?«, grinste ich frech. »Nach meinem Spiegelbild zu urteilen, muss ich auf Frauen recht attraktiv wirken. Oder sind Sie vom anderen Ufer?«

Sie strich das in Unordnung geratene Haar aus ihrem Gesicht. Ihr Atem ging schnell und ihr Busen hob und senkte sich in kurzer Folge.

»Ich kann nur hoffen, dass Ihr Gedächtnis bald wieder so gut funktioniert wie Ihre Libido.«

»Sie haben meine Libido noch gar nicht getestet.« Ich sprach im Tonfall eines zutiefst Enttäuschten und warf ihr einen flehenden Blick zu. »Sie scheinen müde zu sein, Ira. Legen Sie sich doch einfach zu mir!«

Sie hatte ihre Überraschung überwunden, und ein kaltes Lächeln trat auf ihre verlockenden Lippen. »Sex mit Abhängigen ist strafbar. Sie sollten lieber versuchen zu schlafen!«

»Wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben. Dank der Fesseln ist mir sogar die Handarbeit verwehrt.«

»Dann bin ich Dr. Ambeus für Ihre Fesselung doppelt dankbar.« Ihr weißes Kleid glattstreichend, kehrte sie auf ihren Platz zurück. Sie rückte den Stuhl so zurecht, dass sie mir halb den Rücken zuwandte. Indem sie den Augenkontakt vermied, hoffte sie wohl, mein Interesse an ihr würde abkühlen. Sie konnte nicht wissen, dass ich mein Ziel längst erreicht hatte.

Der Schlüssel zur Freiheit lag am Rand meines Bettes, dicht an der Kante, konnte jeden Augenblick herunterfallen. Ein blaues Plastikröhrchen, maximal vierzehn Zentimeter lang und einen Zentimeter im Durchmesser, sich am unteren Ende verjüngend und oben in einen abgerundeten Druckknopf auslaufend. Unterhalb des Druckknopfes saß eine vier bis fünf Zentimeter lange Klemme, ebenfalls aus Plastik. In der Mitte der zweigeteilten Röhre markierte ein winziger Metallring die Stelle, wo Ober- und Unterhälfte zusammenschraubt waren. Je länger ich darauf starrte, desto deutlicher stachen die weißen Druckbuchstaben durch das Dämmerlicht: DR. RÖSLER MEDIC GMBH – MEDIZINISCHE GERÄTE.

Nur ein billiges Werbegeschenk, ein Plastikkugelschreiber. Aber für mich das lang ersehnte Werkzeug, dessentwegen ich den Überfall auf Ira unternommen hatte. Der Stift hatte in einer Brusttasche ihres Kleids gesteckt.

Ich musste vorsichtig sein, sehr vorsichtig. Eine falsche Regung und der Kugelschreiber konnte vom Bett rutschen. Damit wäre er außerhalb meiner Reichweite gewesen, einen Meter unter mir. Oder auf dem Mars, es hätte keinen Unterschied gemacht. Zudem hätte das Geräusch Schwester Ira alarmiert. Meine Augen starrten den Stift an wie die Schlange das Kaninchen, während ich ganz langsam begann, mein Körpergewicht zu verlagern. So ziemlich die einzige Bewegungsfreiheit unterhalb des Kopfes, die mir blieb.

Der Kuli zitterte leicht und rollte zwei, drei Zentimeter nach rechts, der Bettkante entgegen. Ich hielt den Atem an, vermied jede Bewegung, und die blaue Röhre kam einen Finger breit vor dem Rand der Matratze zur Ruhe. Ich öffnete die Lippen einen Spalt und ließ die angehaltene Luft entweichen, so langsam, dass die Vibrationen nicht zu einem weiteren Erdbeben der Matratze führten. Dieses verfluchte kleine Ding aus blauem Plastik durfte nicht hinunterfallen!

Ganz sacht drückte ich den rechten Ellbogen in die Matratze.

Das obere Ende des Kulis, breiter und schwerer als das untere, antwortete mit einem unentschlossenen Schwanken. Wie ein Pendel, das noch nicht wusste, nach wo es ausschlagen, wie es sich entscheiden wollte, für Freiheit oder Gefangenschaft. Ich verstärkte den Druck des Ellbogens. Der Stift drehte sich, und der Druckknopf starrte mich an wie ein geheimes Auge. Bedeutete dieser Blick Einverständnis in meinen Plan? Oder wollte sich das kleine Stück Plastik mir zum Duell stellen?

Ich presste den Ellbogen jetzt in die Matratze, und der Kuli rutschte mir entgegen. Die Bettdecke stoppte die Fahrt des winzigen blauen Schlittens. Ich hob den Ellbogen an, lüftete die Decke, und der Stift rollte nach einer Vierteldrehung gegen meinen Arm.

All das verfolgte ich mit fast geschlossenen Augenlidern. Ira sollte bei einem ihrer flüchtigen Blicke den Eindruck gewinnen, die Müdigkeit habe über meine Libido gesiegt. Als der Kugelschreiber endlich bei mir war, heftete ich meinen getarnten Blick ganz auf die Rotlockige. Jede Bewegung ihrerseits war mir ein Anlass zu erhöhter Vorsicht.

Mein rechter Arm schob den Kuli in kolbenartigen Bewegungen Stück um Stück nach unten, bis er zwischen meine Finger glitt. Ich hatte Mühe, den Kugelschreiber richtig zu greifen. Jetzt erst merkte ich, wie un gelenk meine Hände in den vielen Tagen ihrer Fesselung geworden waren. Ich musste vorsichtig sein, damit der Stift mir nicht aus der Hand fiel oder unter zu heftigem Druck zerbrach.

Nie hatte ich mir Gedanken darüber gemacht, wie schwierig es ist, einen Kugelschreiber mit nur einer Hand zu öffnen. Jedenfalls konnte ich mich nicht an solche Gedanken erinnern. Mit zwei Händen ist es kein Problem, beide Hälften in entgegengesetzte Richtungen zu drehen. Aber mit einer Hand, die einem noch dazu so klobig und un gelenk erscheint wie die Riesenpranke von Frankensteins Monster, kann es einen zur Verzweiflung treiben. Ich hätte laut fluchen mögen.

Stärker und stärker drückte mein Daumen gegen den Plastikclip, während die restlichen Finger die untere Röhrenhälfte umklammerten. Wahrscheinlich gab ich ein höchst lächerliches Bild ab: Ein Mann im Kampf gegen einen Kugelschreiber.

Für mich aber ging es um alles. Längst stand für mich fest, dass Dr. Ambeus, Schwester Ira und die anderen es nicht, oder nicht nur, auf mein Wohlergehen abgesehen hatten. Ich mochte ihr Patient sein, aber ich war auch ihr Gefangener.

Mit einem leisen Knacken, gedämpft durch die Bettdecke, brach der Plastikklipp ab. Ein jäher Schmerz durchfuhr meinen Daumen, als er über die scharfzackige Bruchstelle schrammte. Etwas Feuchtes rann den Daumen hinab, Blut. Der Daumen schmerzte bei jeder Bewegung, und die Röhrenhälften des Kugelschreibers saßen noch genauso fest zusammen wie zuvor.

Klipp abgebrochen, Daumen aufgerissen, nichts erreicht!

Ärger und Enttäuschung durchfluteten mich, wollten sich zur Panik verbinden. Ich rang das beklemmende Gefühl nieder und zwang mich, tief und regelmäßig zu atmen, wie ein Schlafender. Ich durfte nicht auf die einzige Waffe verzichten, die mir derzeit zur Verfügung stand, sah man einmal von dem renitenten Kuli ab: ein klarer, kühl kalkulierender Kopf.

*Wenn auch einer mit irreparablen Schäden!*, durchfuhr es mich.

Hatte ich laut gesprochen? Die Schwester ließ das Magazin auf die quadratische Tischplatte sinken, erhob sich und trat an mein Bett. Meine Lider waren jetzt so weit geschlossen, dass ich Ira nur als vagen Schatten wahrnahm. Hatte sie das Fehlen ihres Kugelschreibers bemerkt? Konnte sie die Flecken auf dem Bettzeug sehen, die mein blutender Daumen verursachen musste?

Eine kleine Ewigkeit stand sie neben dem Bett und sah mich an. Jedenfalls vermutete ich das, während ich meine Lider geschlossen hielt. Schließlich stieß sie einen tiefen Seufzer aus und kehrte an ihren Tisch zurück, zu ihrer Zeitschrift. Ich hörte das leise Knistern, das beim Umblättern der Seiten entstand, und lächelte innerlich. Sollte Ira bedauern, dass sie dem vermeintlichen Drängen meiner Libido nicht nachgegeben hatte?

Den Schmerz in meinem Daumen ignorierend, nahm ich den Kampf gegen den inzwischen wohl blutverschmierten Kuli wieder auf. Mit Daumen und Zeigefinger versuchte ich, die obere Hälfte gegen den Uhrzeigersinn zu drehen, während die untere Hälfte in die restlichen Fingern klemmte. Das Blut ließ meine Finger immer wieder abrutschen, zehn, zwanzig, dreißig Mal.

Und dann bewegte sie sich doch: Die obere Röhre ließ sich drehen!

Ich schraubte sie nach oben, bis sie sich ganz von der unteren Röhre löste. Daumen und Zeigefinger umklammerten das Objekt meiner Begierde, die schlanke Mine, und zogen sie aus Feder und Röhre. Jetzt erst begann der eigentliche – der schwierige – Teil meiner Arbeit.

Vergebens suchte ich in dem dunklen Labyrinth meines Gedächtnisses nach dem Ursprung der gewiss nicht alltäglichen Fertigkeit. War ich ein Meisterdieb oder ein Entfesselungskün-

stler? Keine Ahnung. Zwar wusste ich, was ich konnte, hatte aber keinen blassen Schimmer, wie und zu welchem Zweck ich es erlernt hatte.

Zur Zeit musste das Problem meiner fehlenden Erinnerung in den Hintergrund treten. Drängender war meine Befreiung. Und ich arbeitete fieberhaft daran, doch zugleich mit kühler Überlegung. Langsam führte ich die Spitze der Kugelschreibermine über das Metall der Fessel, die mein Handgelenk umschloss. Ich lotete jede Ritze und jede Einbuchtung aus, achtete auf einen möglichen Widerstand und dessen Nachgeben, versuchte, mir jedes kleine Klicken und Klacken zu merken.

In meinem Gehirn, eingedrungene Knochensplitter hin oder her, entstand nach und nach ein genauer Plan der Handfessel. Wie ein Hologramm, das direkt in meinen Kopf projiziert wurde. Noch immer tastete ich die Fessel ab und fügte Detail um Detail hinzu. Und irgendwann wusste ich Bescheid, kannte ich den Weg in die Freiheit, wenigstens theoretisch. Jetzt kam es darauf an, ob ich nichts übersehen hatte, ob ich wirklich ein solcher Meister im Schlösserknacken war, wie meine löchrige Erinnerung es mir weismachte, und ob die dünne, fast gewichtslose Mine ein geeignetes Werkzeug darstellte.

Schwester Ira schlug das Magazin zu und wischte mit einer fahrigen Bewegung über ihre müden Augen.

*Schichtwechsel?*, fragte ich mich mit jähem Erschrecken. Was war, wenn sie abgelöst wurde und wenn die Ablösung auf den Gedanken verfiel, die Fesseln zu überprüfen? Mein Blut, wohl überall auf der rechten Betthälfte verschmiert, würde mich unweigerlich verraten.

Ein anderer Gedanke, nicht minder beängstigend: Vielleicht mussten Schwester Ira und die Ablösung ein Dokument unterzeichnen, quasi eine Übergabeerklärung betreffend den Patienten – mich. Was, wenn Ira ihren Kuli vermisste? Würde sie ihn suchen? Bei mir?

Sie ging zu einem schmalen Schrank, nahm eine Thermoskanne und einen Becher heraus und setzte sich wieder an den Tisch. Als dampfender Kaffee in den Becher floss, atmete ich auf. Das bedeutete, dass Schwester Ira noch blieb, zumindest für einige Zeit.

Zeit genug für mich?

Während ich meine mühselige Arbeit wieder aufnahm, dachte ich über Ira nach. Ein seltsames Krankenhaus, das in jedes Einzelzimmer eine Nachtwache setzte. Oder war ich etwas Besonderes, ein wichtiger Patient? Wenn ja, warum? Und war die schöne Schwester mein Schutzengel oder meine Gefängniswärterin? Ich glaubte an Letzteres, sonst hätte ich die ganze Mühe nicht auf mich genommen.

Als die Fessel mit einem lang gezogenen Klack-klack aufsprang, erschrak ich. Mein forschender Blick zu Ira zeigte mir aber, dass die Wirkung des Kaffees verflogen und ins Ge-

genteil umgeschlagen war. Sie lag halb über den Tisch zusammengesunken, die rechte Hand nach dem leeren Becher ausgestreckt.

Ich zog die rechte Hand aus dem offenen Ring der eisernen Fessel und hätte am liebsten laut gejubelt. Welch herrliches Gefühl, die eigene Hand hin und her bewegen zu können!

Meinen Übermut bezwingend, führte ich die Rechte mit der Mine langsam unter der Bettdecke entlang, bis zur linken Handfessel. Jetzt, wo ich den Aufbau der Fessel genau kannte, wo ich um die kritische Stelle wusste und über eine frei bewegliche Hand verfügte, ging es viel schneller. Nach wenigen Minuten war auch diese Fessel gesprengt. Ich krampfte meine Hände ineinander, um in beiden wieder ein richtiges Gefühl zu haben, und überlegte meine nächsten Schritte.

Ich durfte meine Fußfesseln nicht lösen, bevor ich Schwester Iras nicht sicher war. Jede ungewohnte Bewegung meines Körpers hätte mich verraten können. Nein, erst war Ira an der Reihe. Also rief ich leise nach ihr. Sie richtete sich auf und sah mich verstört an.

Ich setzte ein entschuldigendes Lächeln auf. »Keine Angst, diesmal ist es nicht die Libido. Ich brauche die Bettpfanne.«

Ira ging in den Sanitärbereich, der durch einen schweren Plastikvorhang vom Rest des Zimmers abgetrennt war und kehrte mit der Bettpfanne zurück. Die fiel scheppernd zu Boden, als meine blutbeschmierten Hände hervorschossen und sich schraubstockartig um Iras Hals legten. Sie wollte schreien, aber es reichte nur zu einem erstickten Gurgeln.

Mich aus geweiteten, überraschten Augen ansehend ging sie neben dem Bett in die Knie. Meine Finger fanden die Stelle in ihrem Nacken, an der ich ihr durch einen starken Druck das Bewusstsein nahm. Woher ich diesen Griff kannte? Ich wusste es nicht.

Nervosität befiel mich. Wenn jemand das Scheppern gehört hatte, waren all meine Anstrengungen vergeblich gewesen. Hastig richtete ich mich im Bett auf, schlug die Decke zur Seite und bearbeitete die Fußfesseln mit der Mine. Niemand stürmte ins Zimmer, ich konnte erst die rechte und dann die linke Fessel öffnen.

Mit noch unsicheren Bewegungen schwang ich mich aus dem Bett und kniete mich neben die Rothaarige, die in verkrümmter Haltung auf dem Linoleum lag. Eine schlafende Schönheit.

Ich wuchtete sie aufs Bett und schloss die Fesseln um ihre Arme und Beine. Ihre Schwesternhaube diente als Knebel, mit dem ich ihren hübschen Mund verschloss. Sie war wirklich schön, selbst jetzt, wo sie bewusstlos und mit zerzaustem Haar vor mir lag. Ich drückte einen Kuss auf ihre Wange, bevor ich in den Sanitärbereich wankte.

Wanken war die treffende Bezeichnung. Ich war es nicht mehr gewohnt, auf eigenen Füßen zu stehen, mich fortzubewegen. Wieder fühlte ich mich an Frankensteins Monster erinnert,

das nach seiner wunderbaren Erweckung durch die elektrische Kraft des Blitzes seine ersten unsicheren Schritte wagt. Ich erinnerte mich an einen alten Schwarzweißfilm, und sogar der Name des Schauspielers fiel mir ein: Boris Karloff. Ja, ich erinnerte mich an diesen Namen, aber noch immer wusste ich nicht, wie ich selbst hieß.

Ich fand den Schalter, der das Licht im Sanitärbereich aufflammen ließ. Kaltes Gelb traf auf den großen Spiegel über dem Waschbecken. Mein Gesicht – mir weiterhin fremd – sah darin aus, als litte ich an Gelbsucht. Vorsichtig löste ich den Kopfverband. Was darunter zum Vorschein kam, war nicht so schlimm, wie ich es mir vorgestellt hatte. Kein gänzlich kahler Schädel, überzogen von tiefen Narben. Das dunkle Haar war militärisch kurz geschnitten, kürzer noch als Streichholzlänge. Ich musste den Kopf hin und her drehen, um zwei kahle Stellen zu finden, keine größer als ein Fünfmarkstück. An diesen Stellen entdeckte ich tatsächlich Narben, gerötete Verfärbungen, die unter der Berührung meiner tastenden Finger schmerzten.

Ich drehte den Hahn in die Kaltwasserrichtung auf, benetzte mein Gesicht und meine Arme. Das Blut löste sich von den Händen und bildete im Waschbecken dünne Fäden, die widerstrebend in den Abfluss krochen. Mein verletzter Daumen blutete noch. Auf einem Seitenbord fand ich Verbandszeug, und ich wickelte ein Pflaster um den Daumen.

Nachdem ich zwei Schritte zurückgetreten war, um mich im Spiegel zu betrachten, stieß ich ein heiseres Lachen aus. In dem blutfleckigen Krankenhausnachthemd und barfuß gab ich eine komische Figur ab. Und eine höchst auffällige dazu.

Ich ging zurück ins Zimmer und trat vor den schmalen Spind, in dem ich meine persönlichen Sachen vermutete, wohl nicht mehr als meine Kleidung, wenn ich Dr. Ambeus glauben durfte. Gerade Kleidung war das, was ich jetzt brauchte – aber nicht fand. Der Spind war so leer wie bestimmte Bereiche meines Gedächtnisses.

Befand sich meine Kleidung vielleicht noch zur Untersuchung bei der Polizei? Falls die Polizei überhaupt mit der Sache befasst war.

Mir blieb nichts anderes übrig, als meine Flucht so anzutreten, wie ich war. Ich ging zur Zimmertür, die, von meinem Bett aus nicht einsehbar, hinter dem Sanitärbereich lag, und wollte sie vorsichtig aufziehen. Sie bewegte sich keinen Millimeter. Da erst bemerkte ich den kleinen Plastikkasten neben der Tür.

Ein verfluchtes Codekartensystem!

Iras Handtasche lehnte neben dem Schrank, aus dem sie die Thermoskanne genommen hatte. Ich schüttete den gesamten Inhalt auf dem Tisch aus: Schminkutensilien, ein kleiner Notizkalender, eine Packung Tempotaschentücher, gleich drei weitere Kugelschreiber und ein

schmales Portemonnaie. Ich riss es auf. Kleingeld rollte über Tischplatte und Fußboden, ein paar Scheine flatterten hindrein. Ich fand keinen Ausweis, keinen Führerschein, keine Kreditkarten, keine Krankenversicherungskarte, kein Foto, nichts Persönliches. Nur eine grüne Karte mit einem Magnetstreifen und einer eingestanzten Nummer: 17.

Ich kehrte mit der Karte zur Tür zurück und zog die Kartenseite mit dem Magnetstreifen durch den Schlitz im Kasten. Nichts geschah.

Ein neuer Versuch. Ein kleines grünes Lämpchen, das wie ein Käfer auf dem Kasten saß, leuchtete auf, und ich konnte die Tür öffnen.

An der äußeren Türfüllung prangte in schmucklosen Ziffern eine 17. Die Karte war also nur für diese Tür zu gebrauchen. Da sie mir zu nichts mehr nützte war und ich ohnehin keine Tasche hatte, in die ich sie stecken konnte, zerbrach ich sie und warf die Hälften in das Zimmer, bevor ich die Tür leise zuzog.